

B  
9(L) 19

# Die Kriegserlebnisse

der

Ev.-Luth. Kirche in Kurland u. Litauen.

Von

Generalsuperintendent U. Bernewitz.

Sonderabdruck aus „Kelle und Schwert“, Kirchenblatt für die Ev.-Luth. Gemeinden des Kurländischen Consistorialbezirks.

Zur Verbreitung im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost und zur Ausfuhr zugelassen. \* \* \*  
Buchprüfungsamt Ob. Ost

Mitau.

Gedruckt bei J. F. Steffenhagen und Sohn

1917.



L.V. 63361 V

22

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF TORONTO



B  
9(L)19

## Die Kriegserlebnisse der Ev.-Luth. Kirche in Kurland und Litauen.

Von Generalsuperintendent A. Vernewitz.

Am Sonntage vor Bußtag feierten wir in Mitau nach altem Brauch den Jahrestag unserer „Unterstützungskasse für die Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Rußland“. Das ist unser Gustav-Adolf-Verein. Wir dürfen ihn zwar noch nicht so nennen, aber unsere „Unterstützungskasse“ hat nicht nur dieselben Zwecke und Ziele wie der Gustav-Adolf-Verein, sie hat sogar fast dieselben Satzungen und dieselbe Geschäftsordnung. Ihr Name ist nicht schön. „Unterstützungskasse für die Ev.-Luth. Gemeinden in Rußland“, das klingt so langatmig, so materiell und nüchtern, als handelte es sich dabei nur um eine Kasse und um Geld, wenn auch um Geld für gute Zwecke. Sie will aber viel mehr sein als eine Kasse. Sie will ein Sammelbecken für Liebe zu unserer Kirche sein, ein Mittelpunkt, an dem sich alles sammelt, was bereit ist, unsere Kirche zu pflegen, ihre Nöthe zu lindern und den Genossen unseres Evangelischen Glaubens überall beizuspringen, wo sie der Hülfe bedürfen. Und zwar nicht nur mit Geld. Sie will nicht an die Beutel, sondern an die Herzen klopfen. „Ein warmes Herz und eine hülfreiche Hand für unsere Kirche“ — das ist ihre Losung.

Ich hielt an jenem Jahrestage die Predigt über Klagelieder Jeremiä Cap. 3, Vers 48. Später kamen allerlei freundliche Menschen und brachten Gaben. Viele sagten, es sei doch ein Mangel, daß man nur so gelegentlich durch eine Predigt davon höre, wie es um unsere Kirche als Ganzes stehe, wie sie in den Krieg gegangen, was sie im Kriege durchlebt und durchlitten und wie sie heute aussehe, nach all' den vielen Kämpfen und Stürmen dieser wechselreichen, gewaltigen Zeit, die über die Erde dahinfährt, als wollte sie Alles aus den Angeln heben. Sie haben recht! Wer unsere Kirche lieb hat, der hat einen Anspruch darauf, zu erfahren, wie es ihr ergangen ist und ergeht, denn nicht Jeder sieht's mit eignen Augen. Zwar kann man heute die Geschichte unserer Kirche im Kriege noch nicht schreiben — wer weiß, was noch Alles kommt? Aber man kann

festhalten, was bereits geschehen ist. Damit kann man mancherlei Fragen nach unserer Kirche beantworten und vielleicht kann man damit neues Interesse für sie wecken, neue Liebe zu ihr.

Ich will das versuchen und zwar in 3 Abschnitten: 1) Unsere Kirche vor dem Kriege, 2) im Kriege, 3) nach dem Kriege.

## I.

### Unsere Kirche vor dem Kriege.

Wenn man von „unserer Kirche“ redet, so denkt meist Jeder an die Kirche, zu der er gehört, also an seine Kirche in Stadt oder Land. So genommen sah vor dem Kriege Vieles recht ordentlich aus. Die stattliche Trinitatiskirche in Mitau, die stilgerechte Dreieinigkeitskirche in Libau können sich mancher schönen Kirche in Deutschland würdig zur Seite stellen; die große Annenkirche in Libau ist sehenswert und weit und breit auf dem Lande und in den kleinen Städten stehen schöne, würdige Gotteshäuser da. Die Kirchen zu Lesten und Neuenburg, Doblen und Frauenburg, Blieden und Kandau und an vielen anderen Orten sind Zeugen nicht nur der Liebe, mit der man vor Zeiten die Kirchen baute, sondern auch der Fürsorge, mit der man zur Zeit für sie sorgen möchte. Manche Kirche atmet warm, man fühlt es ihr an, daß Menschen sich hier heimisch fühlen, daß es liebende Hände sind, die den Staub wischen, daß hier gelebt wird. Wer in eine solche Kirche tritt, dessen Gottesdienst beginnt schon ehe der Gottesdienst begonnen hat. Der Altar spricht, die Kanzel redet, das Kreuzifix atmet und Alles singt: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen Herr Zebaoth . . .“

Es ist leider nicht überall so. Zwar die Väter haben vor Zeiten die Kirchen fest gebaut. Massive Mauern, oft mächtige Thürme, viel Altertümliches darin, leider auch viel Unschönes. Im Ganzen könnten unsere Kirchen auch irgendwo in Deutschland stehen, sie sehen aus wie die dortigen und verraten dem Fremden, daß hier altes deutsches Land ist und daß Christentum und Reformation aus Deutschland kamen.

Aber es bleibt doch viel zu wünschen übrig. Ein wirklicher Sinn, ein feines Empfinden dafür, wie ein Gotteshaus eigentlich aussehen soll, das findet sich nicht bei Vielen. Vergilbte Altardecken, zertretene Teppiche, Staub, dicker Staub auf den geschnitzten Figuren, schmutzige Fenster, stöhnende Orgeln und vieles Andere wirkt auf mich als schrie es gen Himmel,



als klagte die Kirche die Zahllosen an, die ihr eignes Haus sauber halten und lassen Gottes Haus verkommen. Und es sieht daher vielfach aus wie das kalte, verödete Haus eines fremden Mannes, in dem man sich nicht wohl fühlt. Nicht einmal eine oder zwei große Generalreinigungen werden jährlich vorgenommen. Gehe doch einmal in deine Kirche und sieh das Einzelne in ihr darauf an: ist das eines Gotteshauses würdig? Ist das sauber? Was kann ich tun, wozu kann ich Andere anregen, damit unsere Kirche so aussieht, wie das aussehen soll, was man liebt?

Aber unter der Kirche versteht man nicht nur das Gebäude, sondern das Kirchenwesen. Wir sind namentlich in Kurland vielfach der Meinung, unser Kirchenwesen sei vor dem Kriege recht befriedigend gewesen. Ganz unrichtig ist das auch nicht. Einst haben sich unsere Herzöge um das Kirchenwesen redlich und erfolgreich bemüht, ihnen ist es meist zu danken, daß einst das ganze Land mit einem Netz von Kirchen und Pfarren, Küsteraten und Organisteien umzogen wurde; und was die Herzöge nicht befohlen hatten, das taten fromme Väter. Ganze Gutskomplexe und ganze Gruppen von Gütern schlossen sich zusammen und gründeten sich ein Kirchenwesen. Von den damals hörigen Bauern verlangte man nicht mehr als die Hand- und Spanndienste bei Bauten, alles Uebrige schafften und bezahlten die Herren. Dafür waren sie „Patrone“, sie wählten den Pastor, verwalteten das Kirchengut und kamen für alles Nötige auf. Und das zu einer Zeit, in der das Land wenig wert war. In der Gründungsakte einer kurländischen Pfarre steht geschrieben, daß der Kandidat der Gottesgelahrtheit So und So berufen wird, die Deutschen und Unteutschen in Gottes Wort zu unterweisen und dafür das Recht haben soll, sich „hinter der Wildnuß“ anzusiedeln. Der Herr Kandidat nahm es ernst damit und siedelte sich auf 1400 Loffstellen (etwa 450 Hektar) an. Andere mußten bescheidener anfangen. Ein Schloßherr berief sich einen Pastor und gewährte ihm das Recht, vom herrschaftlichen Tisch zu essen, eine eigene Kammer zu bewohnen, einige Thaler Albertus zu beziehen, dazu mehrere Paar Schuhe. Sollte er aber in den Stand der heiligen Ehe treten, so sollte ihm ein eignes Häuschen gebaut und er mit „männiglich dienlicher Utspießung“ versorgt werden. Es gab damals wenig Geld im Lande, aber viel Naturalien. So strogen denn die alten Akten von Feststellungen darüber, wieviel „Börge“ und „Schöpfen“, wieviel Butter und Malz, Schinken oder Fische der Pastor bekommen sollte, ja auch

Spiritus hielt man für nötig. In Wallhof ließ ich noch im Jahre 1893 eine zerfallene Hütte abtragen, die den Namen „Brennerei“ führte und bei ganz alten Leuten bestand die Erinnerung, daß dort der beste Spiritus der ganzen Umgebung gebrannt worden sei. Mit solchen und vielen anderen Ueberbleibseln vergangener Tage hat eine neuere Zeit aufgeräumt, aber das Gute ist geblieben: ein fest gegründetes Kirchenwesen, und zwar auf Land gegründet, denn der Wert des Geldes wechselt und sinkt, der Boden bleibt. Die Reichsdeutschen staunen über die Größe unserer Pfarren und schätzen deren Wert nach dortigen Begriffen viel zu hoch ein, aber wir können uns ihrer dennoch recht freuen, denn in ihnen steckt viel materielle Zukunft der Kirche, die erst eine neue Zeit ganz an's Licht bringen wird.

Ob diese Pastoratswidmen die Prediger nicht von ihrer beruflichen Arbeit abziehen und somit schädlich sind? Manche glauben das und Viele sprechen das gläubig nach. Ich glaube es nicht. Wer an sich kein Pastor, keine geistliche Persönlichkeit ist, kein Mensch, der geistliche Lust atmet und ausströmt, der kann sich durch Alles abziehen lassen, auch durch seinen Garten, seinen Bücherschrank, seine Schmetterlingsammlung. Im alten Bunde steht: „Verflucht sei, wer das Werk des Herrn lässig treibt“ und im neuen Testament steht: „Was ihr getan habt einem unter den Geringsten dieser meiner Brüder, das habt ihr mir getan“. Wer sein heiliges Amt nach diesen Worten führt, dem schadet es nicht, wenn er das Weizenkorn ersterben und Frucht bringen sieht, wenn er Etwas weiß von Säen und Erndten, von Korn und Spreu, von gutem Samen und von Unkraut. Freilich, wer Nichts davon versteht, der lasse die Finger davon und verpachte, sonst wird der Schade groß. Und wenn der Pastor wirtschaftliche Dummheiten macht, wenn er einen Gaul kauft und sieht nicht, daß der einen Spattknochen oder ein Ueberbein hat, vollhufig oder zwanghufig ist, dann sagen die Leute: „Der Mann sieht das Sichtbare nicht und der will uns vom Unsichtbaren reden?“ Aber wenn der Pastor es ist, der als Erster den neuen Kultivator einführt, bei dem man die beste Race zur Zucht haben kann und der im landwirtschaftlichen Verein klar machen kann, daß eine Genossenschaftsmeierei die Bauern hoch bringt, dann ist er einer von den Ihrigen und hat überall Anknüpfungspunkte. Wenn er von dem viererlei Acker redet, von den Lilien auf dem Felde und von „des Tages Last und Hitze“, dann sagen die Leute: „Der hat's und der kann's geben“.



Aber das Netz von Kirchen und Pfarren, mit dem unsere Väter einst das Land umspannten, taugte zwar für ihre Zeit, jetzt ist es viel zu weitmaschig, es genügt schon lange nicht mehr. Was gab es denn in der „guten, alten Zeit“ für Seelsorge? Alles war heerdenmäßig, die Gemeinde war eine Masse. Schulen gab es kaum, die Konfirmanden mußten gewisse „Fragen und Antworten“ auslernen, wurden am Sonnabend vor der Konfirmation überhört und dann eingesegnet. Es ist doch noch keine hundert Jahre her, da wurde hie und da die Umschreibung der Kommunikanten so gehandhabt, daß die Pastorin in der Leutekammer an einer schwarzen Tafel stand, darauf schrieb sie nicht die Namen der Menschen, sondern die Namen der Gesinde (Bauernhöfe) und die Zahl der Kommunikanten und neben die Tafel legten die Leute „das Opfer“ als da war: Butter oder Wolle, Handschuhe oder Handtücher. Mein Großvater war ein treuer Pastor, aber er hatte sein Schreibzimmer oben und man gelangte dahin über einen fast dunklen Bodenraum — nicht Viele kamen da hinauf. Freilich, sie hatte auch ihr Gutes, diese alte Zeit. Den ganzen Winter über fuhr der Pastor von Hof zu Hof, von Gesinde zu Gesinde, besuchte die Kranken, überhörte die Kinder, sah nach dem Rechten und übte Kirchenzucht. Man empfing ihn mit Gesang. Die Auswahl der Lieder war nicht immer klassisch, z. B. wenn er kam, das letzte Abendsmahlsgesang: „Dritt herein, tritt herein, Haupt der Kirche tritt herein“ . . . oder wenn er fortfuhr: „Fahre fort, fahre fort, Zion fahre fort im Licht“ . . .

Dann ging „die gute, alte Zeit“ hin, wie die Väter alle dahingegangen sind und wie wir einst dahingehen werden. Sie hinterließ ein traulich Abendrot, ein liebes Erinnern und es kamen neue Menschen, neue Gedanken und neue Aufgaben. Die Gläubigkeit, die Gutgläubigkeit der Masse, kam in's Schwanken, Christentum und Kirchlichkeit hörten auf Herkommen zu sein, sie mußten Ueberzeugung werden. Die Einzelnen fingen an zu fragen: „Sollte Gott gesagt haben? . . .“ Und die Einzelnen wollten Antwort haben, je nachdem das Leben ihnen die Fragen stellte. Da wurden die Pfarochien viel zu groß und die Gemeindeglieder viel zu zahlreich. Man fand, daß eine Taufrede, die für 20—30 Taufkinder am Altar gehalten wurde, ihren Zweck verfehlte, wenn auch nur die Hälfte dieser Kinder schrie. Zwanzig und mehr Paare wollten mit ihren großen Hochzeitsgesellschaften und ihrem Hochzeitsstaat nicht mehr zugleich getraut sein und die tausend und mehr Kommunikanten, die sich an einem Tage um den Altar drängten,

wollten nicht mehr Masse sein, sondern Menschen, Seelen, suchende Seelen. Und dazu: dieses unaufhörliche Anschreiben, Scheineausstellen, Berichtemachen, während weit, weit auf 30 Werst ein Kranker stirbt, ein Ehepaar zankt, ein Trinker lästert, ein Dieb ungemahnt durch die Nächte schleicht . . . . Und dabei weit und breit kein Helfer, keine Gemeindegewister, kein Diakon, nur einige zwar manchmal ehrwürdige, aber für geistliche Mitarbeit meist unbrauchbare „Bauernkirchenvormünder“, die sich doch darauf beschränkten, mit dem Klingbeutel durch den Gottesdienst zu fahren und dem Pastor die Tür zum Altar zu öffnen. Ich habe weinen mögen, wenn ich so allein dastand unter 7000 Menschen. Und war die Kirche auch voll besetzt und hatte ich auch das Beste geben wollen, was ich in Gottes Weinberg fand, so drückte es mich wie ein schwerer Stein: „Was ist das unter so Viele?“ . . .

Wir hatten im Frieden rund 500,000 Evangelische in Kurland auf rund 25,000 Quadratwerst\*) und dabei rund 100 Pastorate. Also 5000 Seelen, zerstreut auf 250 Quadratwerst\*) — das ist eine Gemeinde! Die soll ein Pastor bedienen, das soll Gemeindegewister, das soll Seelsorge sein?! Da wohnt der Einzelne 20 und 30 Werst von der Kirche entfernt, er sieht sie nur an den hohen Festtagen, ein Eingehen auf die geistlichen Stimmungen und Fragen des Einzelnen, ja ganzer Familien, Gefinde und Gruppen von Gliedern der Gemeinde ist völlig unmöglich. Man fragt füglich, ob denn nun die Prediger unter solchen Umständen von Arbeit erdrückt sind, und man kann diese Frage nicht ohne Weiteres bejahen. Viele sind allerdings erdrückt, die Schaffenskraft, die geistliche Lebenskraft leidet in der Tretmühle unerschöpflicher Tagesarbeit und geistliche Arbeit läßt sich nicht so bewältigen, wie Handarbeit oder Kanzleiarbeit. Alles, was geistlich wirken soll, muß innerlich erlebt werden und auch das Erleben fordert Zeit. So wie der Künstler Zeit braucht zum Sinnen, Entwerfen und Formen, so braucht der Geistliche Zeit, er muß schauen können und braucht Beschaulichkeit, er darf nicht müßig sein, aber er braucht Muße. Und Viele sind nicht erdrückt, aber nicht deshalb, weil sie die Last tragen könnten, sondern deshalb, weil sie die Last überhaupt nicht voll auf die Schultern nehmen können. Wo sollen sie anfangen, wo enden? Das Meer läßt sich nie ausschöpfen. Der Pastor einer Gemeinde von etwa 8000 Seelen gründete in einem Städtchen einen Verein für innere Mission, es gelang

\*) 1 Werst = 1,06 Kilometer.



ihm, einen Diakon anzustellen. Nun folgte Cines aus dem Andern: Vorträge, Gemeindeabende, Sonntagschule, Missionsstunden, geordnete Armenpflege, Jugendfürsorge u. s. w. und bald reichte seine Kraft für diesen einen Verein und jenes Städtchen nicht mehr aus und dem ganzen, großen übrigen Teil der Gemeinde blieb er nun noch mehr schuldig als zuvor. Wieviele Prediger sind schon in jungen Jahren mit voller Liebe und voller Hoffnung an die Arbeit gegangen, aber als sie sahen, wie unübersehbar Alles war, wie viel zu viel für sie und ihre Kraft, da wurden sie so müde als müßten sie es aufgeben.

In Siebenbürgen leben 240,000 evangelische Deutsche, die sogenannten Siebenbürger Sachsen. Sie verteilen sich auf 250 Gemeinden, also bilden 960 Seelen eine Gemeinde. Sie haben 343 Geistliche, also kommen auf einen Prediger rund 700 Menschen. Man vergleiche damit unsere Zahlen!!

Genug davon, es ist zu traurig! Das Traurigste aber ist, daß man sich an diesen Zustand gewöhnt hat, ihn gar für normal hält, oder aber als Fernstehender leicht hin urteilt oder verurteilt: „Warum haben sie ihr Kirchenwesen nicht ausgebaut, da sind sie selber schuld“.

Ich stelle das nicht in Abrede, ich behaupte es sogar. Man hat die Zeichen der Zeit nicht früh genug erkannt, man hat kirchlich zu extensiv gewirtschaftet und man ist auf ein Minus gekommen wie immer, wenn man nicht rechtzeitig Kapital hineinsteckt, um zu intensiver Wirtschaftsweise überzugehen. Aber leicht hat man es uns nicht gemacht. In allen Landeskirchen greift der Staat helfend ein. Was wäre aus der griechisch-orthodoxen Kirche geworden ohne den russischen Staat? Wie stände die evang. Kirche Deutschlands da, ohne die neuere Gesetzgebung, ohne Pfarrbesoldungsgesetz, ohne verbindliche Kirchensteuer &c.? Bei uns hat doch der russische Staat wahrlich Nichts gefördert, er hat verhindert. Wir durften bei Leibe keine Kirchensteuern erheben und hatten daher für kirchliche Zwecke kein Geld. Wir durften lange Jahrzehnte hindurch keine neuen Gemeinden bilden, zum Bau lutherischer Kirchen war die Genehmigung des orthodoxen Erzbischofs nötig. Die Bauverpflichtung, welche die Regierung als Patronin der sogenannten Kronsparrn hat und welche jährlich etwa 25,000 Rbl. betragen hätte, wurde durch Befehl auf 6400 Rbl. festgesetzt. Der Patronat, welchen kirchlich gefinnte Gutsbesitzer durch Bau einer Kirche oder Gründung einer Pfarre erwerben wollten und nach den Gesetzen erwerben konnten, wurde ihnen nicht bestätigt. Daß wir aber nicht weitergekommen sind, läßt

sich nicht restlos auf die Mißgunst des orthodoxen Staates gegenüber der evangelischen Kirche schieben.

Wer alle Kraft an die Erhaltung und Rettung des Bestehenden zu wenden hat, bringt nur selten die Kraft auf, die Neues schafft. Wir aber waren seit Langem ganz darauf angewiesen, in unserem gesamten heimatlichen Leben das noch Bestehende irgendwie zu erhalten. Wir gingen durch Zeiten schwerster Propaganda der griechisch-orthodoxen Kirche, heftigen Kampfes gegen den deutschen Einschlag in der Kirchenverwaltung, die Abschaffung des Patronates wurde immer wieder geplant, der Zwangsverkauf der Pastoratsgelande\*) drohte, Pastorenmangel entkräftete uns — da begnügte man sich mit der Erhaltung des Bestehenden. Dazu kam die schwer in's Gewicht fallende Tatsache, daß unser Volk in keiner Weise zu Selbsthülfe, Selbsttätigkeit und sozialer Fürsorge erzogen ist.

Die Erkenntnis, daß unser Kirchenwesen zu ausgedehnt ist, um den Forderungen der Zeit zu entsprechen und die Arbeit der Prediger fruchtbar zu machen, ist nicht einmal überall in die Kreise der Gebildeten, geschweige denn in's Volk gedrungen und nie hat sich in den Gemeinden eine Bewegung gezeigt, die auf Vermehrung der geistlichen Arbeitskraft gerichtet gewesen wäre. Vor Allem aber ist die Entwicklung unserer Kirche durch unsere nationalen Verhältnisse und Reibungen gestört worden. Unser Kirchenwesen ist ganz deutschen Ursprunges, die Pastorenschaft ist überwiegend deutsch, in Kirchenregiment und Kirchenverwaltung sitzen Deutsche und sie haben ihren Platz nicht räumen wollen, auf keinem Lebensgebiet, auch nicht auf dem kirchlichen. Die lettische Bewegung aber zielte darauf, die Landeskirche zur lettischen Volkskirche zu machen. Da entstanden die Reibungsflächen, da entbrannte ein Kampf, in dessen Verlauf die Kirche für das lettische Bewußtsein als ein deutsches Institut zu stehen kam. Je deutschfeindlicher die lettische Presse wurde, desto kirchenseindlicher wurde sie, wenigstens in dem Sinn, daß sie die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Verfassung bekämpfte, unterstützt von denjenigen kirchenseindlichen Elementen, die in den schweren geistigen Wirrnissen der Zeit Fühlung mit dem „Proletariat aller Länder“ gefunden hatten und Religion besten Falles für Privatsache erklärten. Eine Erstarkung der Kirche erschien den Letzteren als eine Stärkung der konservativen Richtung, den Ersteren als eine Festigung der deutschen Stellung,

\*) So nennt man in Kurland die den Pfarren gehörigen bäuerlichen Pachtstellen.



auch die Pastoren lettischer Herkunft und Gesinnung waren im Lauf der Zeit schweren Anfeindungen der antikirchlichen Gruppen des lettischen Lagers ausgesetzt.

Man erkannte, daß die Zeit eine neue Verfassung der Kirche forderte, mehr thätige Teilnahme der Gemeinde, aber man fürchtete sich vor Zugeständnissen, weil durch jede etwa geöffnete Spalte der Radikalismus zu dringen drohte und weil die Regierung stets bereit war, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Lettischerseits suchte man nicht, das Bestehende auszubauen, sondern es vor Allem in die Hand zu bekommen und alles, was zur Besserung der Lage geschah, war deutschen Ursprunges. Schon in den Neunziger Jahren gründete man eine „Kasse zur Vermehrung geistlicher Arbeitskraft“, die aus Mitteln des Landtages und der Synode gespeist wurde, sie brachte die letzten Pfarrgründungen zu Talsen, Windau, Libau und Jakobstadt zu Wege, aber nur unter dem Titel ständiger Adjunkten, denn die Begründung selbstständiger Kirchspiele gestattete die Regierung nicht. Deutscher Herkunft war der Johannesverein, eine die 3 Ostseeprovinzen umfassende Vereinigung für Arbeiten der inneren Mission, die indessen nicht bis in's Volk gedrungen war, als sie während der Kriegswirren von der Regierung aufgelöst wurde. Alle unsere Anstalten ruhten in allem Wesentlichen auf deutschen Schultern, Diakonissen- und Diakoniehäuser, Taubstummenanstalt, Blindenschule, Brüderhaus, Trinkerheim zc. und die Tragfähigkeit dieser Schultern konnte in der vielfachen Not der Zeit nicht zunehmen, es lag zu viel auf denen, die Mark in den Knochen und das Herz auf dem rechten Fleck hatten.

Pastorale Arbeit, sofern sie wirklich geistlich ist, ist wesentlich abhängig von der Stimmung des Predigers und seiner Gemeinde. Zu einer Darstellung dessen, wie unsere Kirche vor dem Kriege dastand, gehörte demnach auch eine eingehendere Ausführung über diese Stimmung und ihre Ursachen. Zu solcher Darlegung aber ist jetzt nicht die Zeit, hier auch nicht der Ort. Man muß wissen, wie deutsch wir Balten sind und wie lettisch unsere lettischen Glaubensgenossen sind, man muß auch die russische Atmosphäre hinzunehmen, um ganz zu verstehen, wieviel leichter es die völkisch einheitlichen Landeskirchen haben, die sich noch dazu einer wohlwollenden Regierung erfreuen. Die große Revolution von 1905 hatte viel Staub aufgewirbelt, in der Folge lagerte sich dieser Staub, er lag auf Vielen! Immer klarer wurde die Erkenntnis, daß Großes kommen müsse, ein großes Erdbeben, eine Katastrophe,

welche die Fenster und Türen aufstößt und den Staub fortwirbeln macht. Ob die Stürme von Osten kommen würden, ob von Westen — das wußte Niemand, aber so konnte es nicht bleiben, nur so nicht. Die Zeit hatte uns ernst gemacht, ernster als Andere sind. Die Stärkeren preßten die Lippen zusammen, in ihrem Blick lag etwas Finsternes, die Weicheren atmeten schwer, in ihren Augen lag das Leiden. Aber es ist doch auch recht viel Kraft zu Tage getreten, „Liebe und Geduld der Heiligen“. Die Bande des gemeinsamen Bekenntnisses hielten dennoch. Es ging zwar durch trübe Zeiten hindurch, sichtbare Mängel mußten bleiben, Rückständigkeiten traten auf, im Ganzen aber hielten wir, was wir hatten und trugen es auf betenden Händen bis hin zur Schwelle einer neuen Zeit, bis zu den Tagen der großen Entscheidung — bis zum Weltkriege.

\* \* \*

Am 28. Dezember 1832 erschien ein „Gesetz für die Evang.-Luth. Kirche in Rußland“. Dieses Gesetz schuf den kurländischen Konsistorialbezirk. Es hob die beiden kurländischen Superintendenturen zu Mitau und Pilten auf — der Superintendent von Mitau war bis dahin auch Vormittagsprediger zu St. Trinitatis gewesen —, setzte an ihre Stelle einen Generalsuperintendenten und gliederte an Kurland das ganze von den Russen so genannte „Westgebiet“ an, d. h. die Gouvernements Rowno, Wilna, Grodno, Minsk, Mohilew und Witebsk. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um den Umfang dieses ungeheuren Gebiets zu übersehen, in dem indessen nicht mehr als etwa 80,000 Seelen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses lebten. Dabei ließ man die Reformierten aus dem Spiel. Nur die kleine reformierte Gemeinde zu Mitau kam unter die „reformierte Session“ des kurländischen Konsistoriums, die Reformierten aber im „Westgebiet“ unter das reformierte Kollegium zu Wilna. Sie erhielten eine andere Verfassung, ihre Synode ist anders zusammengesetzt und hat andere Aufgaben als die „kurländische Provinzialsynode“; und daß wir nicht in einen Topf kamen, war gut, denn so wie wir deutsch geartet sind, sind sie polnisch gerichtet. Jenes gewaltige Gebiet hatte noch weniger Eisenbahnen als jetzt, die Verkehrsverhältnisse waren asiatische, das Völkergemisch chaotisch: Litauer, auch Letten, Polen, Weißrussen, Juden, Insulantier d. h. katholische Letten mit besonderer Mundart im Witebskschen und hie und da hinein verstreut Deutsche als Städter, Pächter, Kolonisten, in ganzen Gruppen oder ver-



einzelte. Die Zusammenfassung dieses Gebietes mit Kurland erfolgte nur aus Gründen der Verwaltung trotz völliger Verschiedenartigkeit. Livland, Riga, Desel, Estland hatten ihre eignen Konsistorien. Die zu Riga und Desel wurden in der Folge aufgehoben. Es entstand ein unübersehbarer Petersburger Konsistorialbezirk, der die ganze Westhälfte Rußlands vom weißen bis zum schwarzen Meer umfaßt, und ein Moskauer Konsistorialbezirk, der das ganze östliche Rußland und alle seine asiatischen Teile umschließt und somit von der Wolga bis Korea reicht. So erhielt der kurländische Bezirk seine Diaspora. Für die dortigen Gemeinden war die Angliederung an Kurland zunächst eine Form. Sie haben meist Selbstverwaltung, stehen unter einander kaum in Zusammenhang. Sie haben zwar einen gemeinsamen Propst und bilden somit eine „Diöcese“, sind aber unter einander völlig verschiedenartig, haben fließende Grenzen, sie entstanden und verschwanden je nachdem, wo sich etwa ein Zentrum bildete oder auflöste, ein Gut in lutherische Hände kam, eine Fabrik mit deutschen, evangelischen Arbeitern entstand oder in andersgläubige Hände überging, die dann nur zu oft die Evangelischen durch Andersgläubige ersetzten.

Man kann jene Gemeinden in 3 Klassen teilen: deutsch-lettische, deutsch-litauische und rein deutsche Gemeinden. Die Ersteren ziehen sich durch den Norden des Gouvernements Kowno und sind zumeist durch Einwanderung Evangelischer aus Kurland entstanden, in ihnen überwiegt das lettische Element. Hierher gehören Schoden mit seinen weit verstreuten Filialen, Sawnary oder Schaulen — 150 Quadratmeilen groß, mit vielen Predigtorten, Szymel mit Pockroy, Birsen mit Ponimmon. Das sind teils Patronatsgemeinden, teils haben sie eine besondere Verfassung. Die Träger des Kirchenwesens sind auch dort meist die deutschen Gutsbesitzer, doch sind die Gemeinden im Ganzen selbsttätiger als die in Kurland, wie das ja in der Diaspora meist der Fall zu sein pflegt, die nationalen Reibereien treten mehr zurück, das gemeinsame Bekenntnis eint. Die deutsch-litauischen Gemeinden sind: Krettingen mit seinen Filialen, die übergroße Gemeinde zu Tauroggen mit ihren vielen weit verstreuten Predigtorten und Georgenburg mit Szwyren und Rossian.

In eine nähere Schilderung dieser litauisch-deutschen Gemeinden kann ich hier leider nicht eintreten, ihre Bedienung ist überaus schwer, wir haben in unserem Bezirk sonst keine litauisch sprechenden Pastoren, wer also dort ein Pfarramt übernimmt, muß zuvor die Sprache lernen und führt dann ein verein-

samtes Leben mit viel Arbeit, die mit viel Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten verbunden ist. Kantoren, deren Bildung und Können oft nicht den bescheidensten Ansprüchen entspricht, leiten notdürftig das kirchliche Leben in den weit entfernten Filialen, in die der Pastor nur selten kommt, es fehlt an Schulen und wie auf ganz Litauen, so lastete auch auf diesen Gemeinden schwerer russischer Druck. Die beiden kleinen Gemeinden zu Poniewesch und Kędany blieben trotz der Fürsorge deutscher Gutsbesitzer Hungerpfarren und sind zur Zeit fast menschenleer geworden. In Komno besteht eine alte deutsche Stadtgemeinde, zu der sich einige benachbarte Predigtorte halten. In Wilna besteht seit altersher eine deutsche Gemeinde. Sie besitzt eine schöne Kirche mit sehenswerten Altertümern, namentlich schönen, alten Paramenten, schwere, massive Kirchenhäuser, in denen die beiden Pastorate, die Kirchenschule, Mietwohnungen zc. untergebracht sind. Das Aeußere erinnert an Alt-Riga. Von hier aus werden alle Evangelischen im ganzen gleichnamigen Gouvernement bedient. Auch Grodno ist Gouvernementspfarre für das gleichnamige Gouvernement, obgleich sich in Bjelostock eine deutsche Stadtgemeinde gebildet hat und die ehemalige ständige Adjunktur für Bjelostock-Land eine selbstständige Pfarrstelle „Choroszcz-Suprasl“ geworden ist. Unter diesem Namen werden die vielen Gemeindeguppen zusammengefaßt, die sich dort in der Gegend der einst reichen Textilindustrie gebildet haben. Endlich liegt im Süden dieses Gouvernements eine kleine Kolonistengemeinde zu Neudorf-Neubruck. Von hier aus bediente man auch die Evangelischen in der Festung Brest-Litowsk und Gruppen Evangelischer in dem angrenzenden Wolynien. Die Gemeinde besteht aus Deutschen, die vor alten Zeiten eingewandert, aber so verpolt sind, daß ihnen der Gottesdienst in polnischer Sprache gehalten werden muß, nur die älteren Leute können noch ihre Muttersprache. Diese Gemeinde liegt jetzt im österreichischen Okkupationsgebiet, die vorher genannten gehören gegenwärtig zum deutschen Verwaltungsgebiet Ober-Ost. Die übrigen Teile des zu unserem Konsistorialbezirk gehörigen „Westgebietes“ liegen hinter der russischen Front und sind uns daher seit Langem unzugänglich. Die Pastoren zu Minsk und Mohilew bedienen die gleichnamigen riesigen Gouvernements. Die Gemeindezentren liegen in den betreffenden Städten, aber weit und breit zerstreut liegen die Kolonien mit ihren Kirchen und Kirchlein, Bethäusern und Bethäusern, die Prediger machen während des Sommers ihre Rundreisen, konfirmieren was erwachsen ist, taufen was geboren ist,



bestätigen die inzwischen erteilten Nottaufen und fahren dann wieder fort in die Ferne, ins Ungemessene, Unübersehbare, zurück zu den Städten, wo sie an den Schulen das Bischofliche evangelischen Religionsunterrichts erteilen, das die wenigen evangelischen Kinder außerhalb der Kirchenschulen mit ihrer russischen Unterrichtssprache erhalten.

Unser kurzer Rundgang durch dieses Westgebiet ist beendet, wenn ich noch sage, daß wir in Witebsk eine Pfarre, in Polozk eine ständige Adjunktur und in Struschan und Bolwa zwei fast rein lettische Gemeinden haben, die aus livländischen Einwanderern bestehen und sich über das weite, waldige Grenzgebiet Livland—Witebsk erstrecken. Sowohl Dünaburg Stadt und Kreis als auch das unübersehbare Kreuzburg mit Lemehnen und Trentelberg gehören kirchlich von Alters her zu Kurland.

So völlig verschiedenartige Gemeinden, mit besonderer Entstehungsgeschichte und besonderer Zusammensetzung ergeben natürlich kein einheitliches Bild, nur wenige Züge sind den meisten von ihnen gemeinsam. Je weiter von Kurland fort, desto mehr machte sich namentlich in den Städten das Russische geltend. Ich kannte Vorsitzende von Kirchenräten, die nur schlecht deutsch sprachen, mit einem von ihnen mußte ich russisch reden, in seiner Familie gab es Petersburger Kursistinnen, verheiratete Studenten und Heiligenbilder für den griechisch-orthodoxen Teil der Familie. Die Kinder der Gebildeten gingen durch russische Schulen, die Kinder der Unbemittelten erwachsen meist ohne Schulbildung, es gab evangelische Konfirmanden deutscher Abstammung, die den Unterricht in russischer Sprache erhalten mußten. Im Verlauf des Sonntags, an dem ich die schöne, neue Kirche zu Grodno weihte, wurde in deutscher, russischer und polnischer Sprache gepredigt und ein Kanzelvortrag in jiddischer Sprache gehalten, denn in dortigen jiddischen Kreisen gab es damals ein unklares Fragen nach christlichen Gedanken. Die Beziehungen zur katholischen Umgebung sind gleich Null, aber doch nicht feindlich geartet, der russisch-orthodoxe Druck lag auf beiden Teilen, Uebertritte sind im Ganzen selten, die Evangelischen sind konfessionell bewußt, wenn man aber von einigen Städten absieht, so ist leider zu sagen, daß den Gemeinden ihre kirchliche Entwicklung erst bevorsteht. In den ungemessenen Fernen jener Landgemeinden sind die Kirchen Vielen fast unerreichbar, ein geordneter Konfirmandenunterricht ist selten möglich, organisierte Armenpflege, Krankenfürsorge, kirchliches Vereinsleben schließen sich von selbst aus. Und doch ist viel Treue gegenüber der Kirche vorhanden,

viel Opferwilligkeit soweit die beschränkten Mittel es gestatten. Und sie sind beschränkt. Auch die Unterstützungskasse hat nur mit beschränkten Mitteln helfend eintreten können, lagen doch die kirchlichen Verhältnisse im Westgebiet immer noch besser als in vielen Teilen des Petersburger und namentlich des Moskauer Bezirks. Alle kirchliche Fürsorge für die entstehenden und vergehenden Filialgemeinden litt daran, daß die Zentren wechselten. In Struschan wurde mit viel Mühe ein Pastorat erbaut, daran schlossen sich Gallenen, Ruskolowo, Korjowka, Baltinowo, Luzin — dann wurde eine neue Bahn gebaut, ein Teil der evangelischen Besitzer verkaufte seine Güter an die russische Agrarbank, das Zentrum verlegte sich nach Kossieten und das Pastorat in Struschan wurde unnütz, es steht unbenutzt da und verfällt.

In Czollo, im Grodnoschen, lebte eine kleine Kolonie Evangelischer. Sie säten nicht, sie ernteten nicht, sie mähten das Gras und ließen es in Häufchen stehen. Wenn dann im Winter des Zaren Auerochsen aus dem Belowescher Forst austraten und das Heu verzehrten, dann klagten sie auf Wildschaden und aus dem Apanagendepartement wurde Entschädigung gezahlt. Das war einträglicher als wenn man sich bemüht hätte und müheloser. Dann aber befand es sich eines Tages, daß unter den besagten Auerochsen die Maul- und Klauenseuche ausbrach und das sollte daher kommen, daß das Vieh der Bauern mit ihr behaftet gewesen wäre. Also mußten die Dörfer ausgesiedelt und ihr Land zum Forst geschlagen werden. Auch Czollo wurde ausgesiedelt. Es besaß eine kleine hölzerne Kirche mit einem Schulsaal dabei. Das Apanagendepartement zahlte 800 Rbl. Abtrag und man verkaufte die Kirche auf Abbruch an einen Juden. Da brach der Krieg aus und noch ehe der Jude die Kirche abtragen konnte, wurde er ausgewiesen. Die 800 Rbl. liegen im Konsistorium, sie sollen zu einem an anderer Stelle nötig werdenden Kirchbau verwendet werden und das hölzerne Kirchlein steht wol noch heute als stummer Zeuge des Wechsels der Zeiten, des Kommens und Gehens der Evangelischen und ihrer Gemeinden.

Vor dem Kriege wurden Mengen deutscher Kolonisten aus Wolynien verstoßen. Viele zogen in den Süden des Gouvernements Minsk, in die unübersichtbaren Niederungen und Wälder. Sie nahmen ihre „Kantoren“ mit, zimmerten sich auch Bethäuser, errichteten etwas, was sie Schule nannten und nun sollte der Pastor zu Minsk sie bedienen. Er lebte hunderte von Werst von ihnen entfernt, schätzte sie auf einige



Tausend, kam kaum dazu, sie zu besuchen, da zog der deutsche Einmarsch eine Scheidewand zwischen sie und uns — ich weiß Nichts mehr von ihnen zu sagen. Ja, der Krieg! Ich will nun erzählen, wie es uns im Kriege erging, die eigentlichen Kriegserlebnisse unserer Kirche.

## II.

### Unsere Kirche im Kriege.

Daß es zum Kriege kommen müsse, wußten wir lange schon, viel früher als man es in Deutschland wahr haben wollte. Seit Jahren betrieb man in Rußland die Kriegsrüstungen so eifrig und nachdrücklich, daß auch Blinde sehen mußten. Schon im Februar 1913 berief ich die Präpste zu einer Konferenz, zur Besprechung allgemeiner Richtlinien für den Fall des Krieges, und zwar mit Wissen der zuständigen amtlichen Stellen. Es kam noch ein Gnadenjahr, aber es brachte uns dem Kriege näher. Im April 1914 nahm ich Urlaub nach Deutschland. Als ich mich vom Gouverneuren verabschiedete, bat ich ihn, mir telegraphieren zu lassen, falls sich die Lage verschlimmere, denn ich wollte dann unter allen Umständen im Lande sein. Er lehnte den Gedanken an den Kriegsausbruch nicht ab, meinte aber, ich könne ruhig 6 Wochen abwesend sein, auch er hoffe auf Urlaub. Diesen Urlaub erhielt er auch, aber als er ihn angetreten hatte, war der Krieg da und er mußte hierher zurückeilen. Ich bin dann im Mai und Juni 1914 durch Deutschland gereist — Kassandra! Ich sah überall das blühende, arbeitsame, das fröhliche und werktätige Leben, überall Gedeihen, — ein Volk mitten in zukunftsfroher Arbeit, gestählt durch den Wettstreit im Leben, aufblühend in reich entfalteter Kraft. Der Frühling schüttete die Blüten über das grünende deutsche Land und mir war so traurig, so tief traurig zu Mute, wo immer ich die fröhlichen, arglosen Menschen sah, welche Augen hatten und nicht sahen, daß die Brandsackel nahte, daß die Gewitter sich an allen Grenzen zusammenzogen. Und wenn man es ihnen sagte, so glaubten sie es nicht, man machte förmlich in Frieden. Als der österreichische Kronprinz in Serajewo fiel, stiegen in Berlin deutsche und österreichische Fahnen im Trauerflor auf, — das war der Krieg, ich eilte zu meinen Pflichten zurück . . . .

Hier hatte sich die Stimmung übel verschlimmert. Ich hatte damals viel mit der höheren russischen Beamtenschaft zu tun, sie sprach offen vom Kriege. England und Frankreich

habe man schon, Italien und Rumänien werde man bald haben und der „Brüderchen“ in Bulgarien war man sicher. Jeder Tag brachte uns dem Kriege näher, am 1. August 1914 erfolgte abends die Kriegserklärung. Das war ein Samstag. Am Mittwoch vorher wurden hier alle Reservisten bis zum 43. Lebensjahr einberufen, am Donnerstag wurden die Pferde ausgehoben. Ich kehrte aus dem Hasenpöthischen Kreise zurück und kam mit 8 Stunden Verspätung in Mitau an, denn wir begegneten etwa 15 Militärzügen, sie brachten die in Mitau und Riga stehenden Regimenter an die preußische Grenze. Aber das amtliche Rußland behauptete nach wie vor, es mobilisiere nicht. Die in Mitau wohnhaften Reichsdeutschen fürchteten, daß der offenbar kommende Krieg sie hier abschneiden könnte, und schickten einen Vertrauensmann an die zuständige Stelle nach Riga. Er kam mit dem Bescheid zurück, man habe Friede und werde Friede haben. Wenige Stunden darauf erfolgte die Kriegserklärung und jene Reichsdeutschen wurden verschleppt. — Gewaltige Massen von Reservisten füllten die Stadt. Zum Glück herrschte ein strenges Alkoholverbot, die Stimmung war im Ganzen würdig. Viele Frauen gingen ernst neben ihren einberufenen Männern und führten weinende Kinder an der Hand, es zog doch so Etwas wie tiefer, stiller Ernst durch die Seelen und wir erlebten ein verheißungsvolles Aufwallen religiösen Empfindens. In jenen Tagen waren die Kirchen im Lande sehr gefüllt, die Zahl der Kommunikanten erreichte eine lange nicht dagewesene Höhe, erschütternd schlugen die harten Tatsachen an die Herzen. Es gab damals Russen und Letten, die es wirklich ehrlich meinten mit der von der Regierung ausgegebenen Parole, nun gebe es für die vielen zu Rußland gehörigen Völkerschaften keine engeren nationalen Grenzen mehr, denn alle hätten einen gemeinsamen Feind. So meinte es auch der Gouverneur. Er machte mich darauf aufmerksam, daß die Teilnehmer einer Demonstration vor dem Schloß, vor ihm, gerufen hatten: „Nieder mit Deutschland“, in den Straßen der Stadt aber: „Nieder mit den Deutschen“ und letzterer Ruf schloß die Balten ein. Daß nicht sofort nach Kriegsbeginn deutsches Gut geplündert und deutsches Blut vergossen wurde, nach den Rezepten von 1905, das danken wir zum Teil jenem letzten russischen Gouverneur von Kurland.

Aber es kam anders als er anfänglich wollte und als Viele hier anfänglich hofften, schon nach wenigen Wochen handelte es sich hier nicht mehr um einen Krieg mit Deutschland, sondern um einen Krieg gegen alles Deutsche. Man schürte



das von Rußland her, man verbreitete das durch die Presse, man wußte wie deutsch wir sind und man hielt es oder erklärte es doch für ausgeschlossen, daß wir mit dem Herzen bei unserem Volk und Blut, bei unserem Mutterlande sein und dennoch in deutscher Treue dem Staat die Treue halten würden, an den die Geschichte und die Geschehnisse uns gebunden hatten. Ich darf hier die Tatsache nur streifen, daß wir durch unsagbar schwere Konflikte zu gehen hatten. Die Einen werfen uns heute vor, wir hätten uns zu lange und zu fest an Rußland für gebunden gehalten, die Anderen meinen, wir hätten uns zu leicht gelöst, Manche vermuten in ihrer — sagen wir höflich: in ihrer Unkenntnis noch heute so Etwas wie einen russischen Hauch in uns und Andere meinen in ihrer — — in ihrer Unbefangenheit, wir seien Opportunisten. Sie mögen die Finger von der Sache lassen! Wir stehen aufrecht da vor Gott und Menschen und darüber, was wir für eine Stellung eingenommen haben im Ringen germanischen Blutes gegen russisches Wesen, getrauen wir uns dereinst Rechenschaft zu geben, „wenn der Herr den Erdboden richten wird mit Gerechtigkeit und die Völker mit Seiner Wahrheit“ . . . . Uns hat der Krieg, gerade dieser Krieg, den Speer ins Herz gestoßen, uns ist ein Schwert durch die Seele gedrungen und das war unserer Seele gut, aber ich glaube es laut aussprechen zu dürfen vor aller Welt: kein Balte hat Verrat geübt! Von den Unsrigen, die drüben sind, wird Keiner Verrat üben und die da drüben für Rußland kämpfen müssen, die tun das in Treue, Rußland kann sich auf sie verlassen, denn Deutsche halten Treue! Und wenn wir es anders gehalten hätten, so müßten wir uns selbst verachten. Als nun die maßlosen Verdächtigungen und Bemitleidungen alles Deutschen im Lande losbrachen, da hatte darunter vor Allem die Pastorenschaft zu leiden, ist sie doch völlig überwiegend deutsch. Hier einige Beispiele:

Noch war das zarische Manifest von dem „uns aufgedrungenen Kriege“ nicht heraus, da hatte ein Pastor eine Amtshandlung in einem lettischen Gehöft. Man zog über Deutschland her und fragte ihn, wie er es wol erklären zu können vermeine, daß die Deutschen, die ja doch ein christliches Volk wären, das arglose Rußland so schnöde überfielen. Er hatte ausweichend erwidert, wenn Zwei in Streit gerieten, trüge nicht nur Einer die Schuld. Auf weiteres Drängen hatte er geantwortet, Deutschland habe den Krieg nicht vom Zaun gebrochen, erst seien doch hier — wie die Leute selbst erlebt hät-

ten — die Reserven einberufen, die Pferde ausgehoben, erst dann habe Deutschland den Krieg erklärt. Es erfolgte sofort eine Denunziation, eine Anklage und seine Verbannung nach — Sibirien.

In S. erschien eine Kommission, Polizei, Gendarmerie, und machte eine Hausfuchung. Man fand Draht, es war Telephon-Draht, und nahm das zu Protokoll. Man fand in einem Baum Sitze, welche die jüngeren Geschwister des Pastors sich im Baum gemacht hatten, und nahm zu Protokoll, daß von jenen Sizen aus Lichtsignale gegeben werden könnten. Man fand einen Tennisplatz und stellte fest, daß er zur Landung von Flugzeugen geeignet sei. Man gab zu verstehen, daß die Denunziation von 2 Hausmägden ausgegangen sei, die wegen eines Vergehens entlassen worden waren, aber weil man außerdem eine elektrische Taschenlampe und eine Karte nach besonders großem Maßstabe gefunden hatte, wurde der Pastor verbannt!

E. wurde zur Gendarmerie beschieden. Aus dem Verhör ergab sich, daß die Anschulldigung vorlag, er habe den vorgeschriebenen Gottesdienst an zwei „Kaisertagen“ nicht gehalten. Er erklärte, er habe Alles für die Gottesdienste vorbereiten lassen, sei mit den Kirchenbeamten zur Kirche gekommen, habe lange gewartet, aber Niemand sei erschienen, so habe er den Gottesdienst nicht halten können. Er berief sich auf die Kirchenbeamten als Zeugen. Man erwiderte ihm: „Sie berufen sich auf 3 Zeugen, die von Ihnen abhängig sind, ich habe mehr und unabhängige Zeugen“. Der Pastor wurde verbannt, das Konsistorium aber erhielt von zuständiger Stelle die Anfrage, ob denn in der Tat nach den Regeln der lutherischen Kirche ein Gottesdienst nicht abgehalten werden müsse, wenn Niemand erschienen sei. Die Antwort wurde uns nicht schwer.

Der Pastor S. wurde nach Sibirien verbannt „seiner Predigt wegen“. Niemand scheint je erfahren zu haben, worum es sich dabei gehandelt hat. Das sind nur Einige, aber es waren Viele! Vergeblich verhandelte ich mit dem Gouverneuren, vergeblich fuhr ich zum Generalgouverneuren, demselben, der heute nach russischen Nachrichten in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung sitzt, in die er Zahllose gebracht hat.

Die Untersuchungen und Hausfuchungen nahmen kein Ende, überall mitterte man Verrat, ja ganze Kommissionen mußten sich zu schwerstem eigenem Aerger wochenlang in den Sümpfen und Wäldern Kurlands herumtreiben, um die Stellen zu finden, wo angeblich deutsche Flugzeuge landeten, um für das verhungernde Deutschland Kühe, Getreide und alles Eßbare aus der Hand baltischer Verräter aufzunehmen. Ein Kreischefs-



Gehülfe wurde von einem lettischen Bauern meilenweit in den Wald zu dem Platz geführt, wo das Flugzeug gelandet wäre. Er zeigte auf einen hohen Baum und versicherte, er habe selbst gesehen, wie sich das Flugzeug dort einschwang, die Flügel schüttelte und dann wieder abstrich. Wir baten dringend, man möge doch einige russische Flugzeuge über Kurland fliegen lassen, damit die denunzierenden Bauern das sehen. Es geschah nicht, auch die Gendarmen wußten daher nicht, wie ein Flugzeug aussieht. — Bei J. war ein Gendarm in einen mit Schilf verwachsenen Tümpel gewatet, er versank bis an den Leib im Sumpf und stach mit dem Schwert vor sich in den Schmutz. Vorübergehende fragten nach dem Zweck dieses originellen Verfahrens. Der Mann der Gerechtigkeit erwiderte, hier habe sich ein Flugzeug niedergelassen und da er es auf den Feldern nicht gefunden, so sei folgerichtig anzunehmen, daß es in diesem Schilfloch stecke.

In M. hatten Vorübergehende ein eigentümliches Ticken gehört. Da in dem Hause Deutsche lebten, zeigten sie ihren Verdacht der Polizei an. Beamte erschienen und suchten nach einem geheimen Telegraphen, denn nur ein solcher veranlasse das Ticken. Sie fanden keinen Telegraphen, wohl aber eine Schneiderin und deren tickende Nähmaschine. Dennoch wurde die Haussuchung daselbst öfters wiederholt. — In Pastorat N. fand eine Haussuchung statt. Man fand Nichts, aber nahm Vieles mit: Bilder eines verstorbenen Kindes, die Kirchenbücher, Jahrgänge von Predigten, die der längst verstorbene Vater des betreffenden Pastors einst gehalten hatte . . . . .

Unter solchen Umständen wurde die pastorale Arbeit an den lettischen Gemeinden namenlos schwer, sie ging Manchem über die Kraft. Unter den Kanzeln saßen die Horcher und Aufpasser, sie entstellten, verdrehten, denunzierten und die deutschen Prediger gerieten in eine schier verzweifelte Lage, denn zwischen ihnen und großen Teilen ihrer lettischen Gemeinden lag in der That eine tiefe Kluft. Nun wollte die Regierung dafür sorgen, daß von den Kanzeln der ihr genehme Geist wehe. Es wurde vorgeschrieben, im Kirchengebet den Krieg als einen „uns aufgedrungenen“ zu bezeichnen. Ein Pastor, der sich dazu nicht entschloß und ihn als einen „uns auferlegten“ bezeichnete, brachte sich in schwere Gefahr. In das liturgische Gebet wurde die Bitte um den Sieg der russischen Waffen eingeschaltet, ebenso ein besonderes Gebet für den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, den Träger des Kriegsgedankens. Nach jedem von der russischen Heeresleitung ge-

meldeten Siege mußte ein Dank verlesen werden. Hierzu kam es allerdings nicht oft, dennoch ist damals z. B. für einen Sieg bei Augustowo gedankt worden, der doch recht absonderlicher Art gewesen sein soll. Unaufhörlich erschienen in russischen und lettischen Zeitungen Verleumdungen: der Pastor So und So habe das Kirchengebet verweigert, der Prediger N. habe da und da in einer alldeutschen Versammlung das Vaterland verraten, der Pastor K. habe den aufgehobenen „Verein der Deutschen“ wieder herzustellen versucht . . . . . In großen Teilen der lettischen Gemeinden wurden diese Verdächtigungen geglaubt, die Kirchen wurden leer, denn sie predigten Liebe und man schürte den Haß in Presse, Broschüren, Kinos — deutsche Greuel, blutlüsterne Barbaren, Heiden, wirkliche Heiden, denn sie beten zu einem „deutschen Gott“.

So hatten wir uns mit Gram und Sorge bis in's Jahr 1915 hineingequält, aber Schwereres stand noch bevor, denn nun betrat der Krieg den Boden unseres Konsistorialbezirks. Die Reichsdeutschen waren längst ausgewiesen, erst die Männer, dann die Frauen, zuletzt Kinder und Säuglinge. Wer eine Fahrkarte bezahlen konnte, durfte mit der Bahn fahren, nach Osten, nach Sibirien, in's Endlose, in's Verderben. Und wer kein Geld hatte, mußte zu Fuß gehen, von Etappe zu Etappe, als Wegzehrung den Hunger, als Ziel das Elend. „Wir müssen Alles verlassen und nehmen Nichts mit als ein reines Gewissen“ schrieb mir das letzte Glied eines ausgewiesenen evangelischen Kirchenrates. Den Reichsdeutschen folgten dann die russischen Staatsangehörigen deutschen Stammes. Zu Hunderten, zu Tausenden wurden sie ausgewiesen und verschleppt durch Schnee und Eis, oft aufs dürftigste bekleidet, allen Unbilden preisgegeben. Ganze Gemeinden verschwanden. In Poniewesch und Kerdany blieben nur einige Evangelische zurück, in Grodno Niemand, die reichen Fabrikorte um Bjalostok verödeten, alles Geld der Kirchen mußte fortgeschafft werden, so fehlten die Mittel auch für das Nötigste. Ein Zug von Elend und Jammer zog gen Osten und Gottes Engel sprachen: „Dies sind die da kommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider licht gemacht im Blut des Lammes“ . . . . .

Im April 1915 flutete ein geschlagenes russisches Heer aus Litauen durch Kurland zurück. Die Leute hatten gemeint, „wir“ ständen vor Berlin und waren erschüttert. Libau wurde besetzt, da fuhr ein Schreck durch's Land. Russische Truppen zogen eiligst ab und sangen: „Für uns ist auch Libau verloren, schon lange, schon lange ist's hin“. Dieses Lied wurde je nach



Bedarf verändert, sobald Etwas verloren ging. „Für uns ist auch Schrunden verloren, schon lange, schon lange ist's hin“ — und zwischen durch wehmütige Lieder in Moll: „Es zählet Niemand die Gräber, da russische Helden drin ruhn“ . . . . . Dann kam ein plötzlicher Vorstoß, deutsche Kanonen rollten durch's Land, Scharen, unübersehbare Scharen von Menschen mit Sack und Pack und Kind und Regel flohen wie ein aufgeschreckter Schwarm nach Osten, vor Mitau ratterten Maschinengewehre — dann ging die kleine deutsche Schar zurück, große russische Massen drängten nach und an der Windau kam die Front zum Stehen. Da zog ein schweres Leid über unsere Kirche hin. Auf's Neue begannen die Ausweisungen und Verbannungen.

In N. versammelte ein russischer Offizier die Bewohner auf dem Kirchenplatz und fragte, wer Etwas vorzubringen habe. Ein Mann, der später als Marodeur verurteilt wurde, übergab ihm einen Zettel und in der Folge wurde der Pastor verhaftet, mit Verbrechern durch die Straßen der Stadt geführt, wochenlang im Gefängnis gehalten und dann — freigelassen. In L. hatte der Pastor den deutschen Reitern auf deren Verlangen Hafer gegeben. Er wurde verbannt. Von Allen verlassen und Alles verlassend fuhr er im eigenen Fuhrwerk allein mit seiner jungen Frau und einem Brustkinde in die Ferne — in's Blaue — in den Jammer. — In N. wurde der Pastor arretiert, er verbrachte lange Monate im Gefängnis, er wurde zur Ansiedlung in Sibirien verurteilt. Seine Frau sprang mit den Kindern aus dem Fenster und verschwand in der Ferne. Und der Krieg kroch blutig durch's Land, erst an der Na, dann an der Düna stauten sich die Massen. Wie eine schnaufende Walze war er über das Land gegangen, Staub und Rauch überall — — erst langsam, allmählich klärte sich die Lage und ließ sich ein Bild gewinnen. Aber das Bild war zum Weinen. „O Heimat, alte Heimat, wie machst das Herz du schwer“! . . . Viele Schlösser und Hütten lagen in Trümmern, ganze Zonen waren ausgebrannt, verkohlte Bäume zeigten, wo einst Gehöfte gestanden hatten, und in den Drahtverhauen versing sich das Wild. Von der Bevölkerung waren nur noch zwei Fünftel übrig, es fehlten z. B. etwa 125,000 Pferde, unter den Zurückgebliebenen viele Alte und Sieche, einsam, verschüchtert und verlassen, und auf stillen Hügeln, im weiten Feld frische Gräber. „Hier starb für's Vaterland“ . . . . . „Hier ruht ein tapferer Russe“ . . . . . „Der Tod macht Alle gleich“ . . . . . Das Korn hatte die nötigen Schnitter nicht mehr, es reifte und beugte sich, der Herbst peitschte den Regen über die Fluren und

der Winter deckte ein Leichentuch über Halm und Aehre, viel Gottessegnen blieb ungeerntet.

Die Pastorenschaft war dezimiert. Zehn Prediger waren von den Russen verbannt, lauter Deutsche. Sieben Pastoren waren geflohen, davon 1 Deutscher und 6 Letten, siebzehn wurden nicht mehr angetroffen. Wir wissen nicht, was sie erlebt haben, wo sie geblieben sind, nur von Einigen kam unklare Kunde, von Einem sagten die Leute, er sei von russischen Soldaten erstochen worden, aber diese Leute sind jetzt fort, es läßt sich Nichts feststellen. In den Kreisen Friedrichstadt und Mluzt fehlen sämtliche Prediger bis auf einen. Er ist mit seiner Gemeinde aus dem Gebiet ausgesiedelt und lebt in einem Bauernhause, umgeben von einer Schar Alter und Armer, die er hie und da aufgelesen hat. In jenen beiden Kreisen lebt auch nur noch ein Bruchteil der Bevölkerung, eben erst haben wir die Erlaubnis erhalten, ihnen einen Pastor zu schicken, er soll genaue Berichte über die äußeren und inneren Zustände bringen. Ich hoffe, daß es möglich sein wird, wenigstens einen Pastor dauernd als Reiseprediger in jene beiden Kreise zu senden. Bisher hat sich die Bevölkerung dort mit dem Wenigen begnügen müssen, was die Militärpfarrer ihnen bei ihrer Unkenntnis der lettischen Sprache bieten konnten, aber sie haben sich ihrer nach Kräften angenommen und unsern warmen Dank verdient. Ebenso wie die Kreise Friedrichstadt und Mluzt schieden für uns die russischen Gouvernements Minsk, Mohilew und Witebsk aus, sie liegen ja jenseits der Front. Im übrigen Teil des Bezirks hatten wir 1914 191 Kirchen, von denen sich 176 in gutem Zustande befanden, 1915 nur noch 188 Kirchen, von denen 170 baulich gut waren, denn die Kirchen zu Mesothen, Alt- und Neu-Rahden waren inzwischen gesprengt und ausgebrannt. Der Kirche zu Neugut ist der Turm fortgeschossen, man hat eine Zwischenlage eingebaut, sie dient als Krankenhaus. Die mit soviel Liebe und Opfern von 30 Bauernwirten erbaute Baldohnsche Filialkirche zu Thomsdorf im Operationsgebiet soll zerstört sein. In Sallgallen sprengten die Russen die Kirchenherberge, wodurch auch die Kirche schweren Schaden nahm, die Diele, die Gestühle u. s. w. wurden zum Bau einer Brücke verwandt, die Kirche ist unbenutzbar. Die Doblensche Kirche zu Gluhde ist ausgebrannt, die Kirche zu Doblen hat zwar sieben Kugeln, die zu Größen 3 Kugeln erhalten, aber der Schaden ist gering. Die Kirche zu Hofzumberge hat nur kleine Beschädigungen, die zu Grünhof weist im Inneren noch die Spuren der Revolverkugeln auf, die



von Revolutionären zu Pfingsten 1905 im Gottesdienst abgeschossen wurden, von außen steckt die Sakristei voller Sprengsplitter. Die Schwahrdensche Kirche ist vor Beschädigung dadurch bewahrt geblieben, daß ein großer Lindenbaum, der dicht bei der Kirche steht, eine Kugel auffing. Zu Schründen hat die Kirche durch Schüsse gelitten, das Dach war durchlöchert, die Fenster gesprungen, die Dielen aufgerissen. Der Schaden ist zur Not repariert. Die Ermahlensche Filialkirche zu Rohjen am Strande ist zerschossen, in Irben wurde der weithin sichtbare Turm gesprengt, er fiel auf's Dach und durchschlug es. Der Bau der großen neuen Stadtkirche in Neu-Libau gedieh nur bis zu Fensterhöhe. Nun fehlt es an Allem, an Geld — denn das Baugeld ging mit den russischen Banken fort — an Handwerkern, Arbeitern und Material. In Angern ist wenigstens der Turm der Kirche abgetragen, Gemeinde und Pastor sind ausgefiedelt, dort herrscht der Krieg. In Tauroggen ist Alles zerstört, Kirche, Pastorat, Kantorat, Konfirmandenhaus u. s. w. Der Schaden wird amtlich auf 87,861 Rubel 50 Kop. geschätzt. Obgleich etwa 2000 Gemeindeglieder durch den Krieg obdachlos geworden sind, haben sie ihre Kirche zur Not wieder unter Dach gebracht. Hier wird einmal große Hülfe nötig sein, denn sie selber können es nicht schaffen.

Der Krieg hat den Kirchen und Bethäusern arg mitgespielt, es ist aber im Ganzen doch noch sehr gnädig abgegangen.

In den meisten Gemeinden liegen die Verhältnisse noch so, daß an eine endgültige Ausbesserung des Schadhaften noch kaum gegangen werden kann. Viele Patrone sind außer Landes, der alte Bestand der Kirchenräte ist versprengt, viele Pfarren sind vakant, so daß die meisten der schadhast gewordenen Kirchen wohl oder übel auf das Ende des Krieges werden warten müssen, auf einen Frieden, der den Evangelischen im Lande das Bleiben und Leben ermöglicht und der Kirche eine bessere Zukunft verheißt.

Auch die sonstigen kirchlichen Baulichkeiten auf Pastoraten, Küsteraten, Organisteien haben die Kriegslast tragen müssen. Schon seit 1914 konnte so gut wie Nichts gebaut oder repariert werden. Wir hatten im Frieden etwa 18—20 v. H. reparaturbedürftiger Gebäude, im Jahre 1915 waren es schon 36 v. H. und heute ist wohl schon die Hälfte der Ausbesserung bedürftig. Dabei stehen auf unseren Pastoraten 507 inventierte Gebäude, abgesehen also von den nicht inventierten, welche aus wirtschaftlichen Gründen von den Pastoren selbst erbaut worden sind. Die Küsterate haben 259 Gebäude. Wann und wie sollen

die wieder in Ordnung kommen, wann und wo werden sich Menschen, Mittel, Arbeitskräfte finden? Und an manchen Orten sieht es recht schlimm aus. In Eckau sind alle Gebäude mehr oder weniger beschädigt, das Wohnhaus weist Spuren von Geschossen auf, die Kiege ist abgebrannt, die übrigen Nebengebäude sind schadhaft, aber reparierbar, alle Gebäude zusammen haben 27 Treffer erhalten! — In Rahden und Sallgallen ist ein Teil der Nebengebäude niedergebrannt, in Sallgallen waren die Fenster des Wohnhauses und der Nebengebäude sowie 40 Türen in die Schützengräben eingebaut worden. Von den Pachtgesinden sind in Rahden mehrere niedergebrannt, in Sallgallen eins, in Mesohnen fehlen in den Gefinden Dächer, Fenster, Türen, ebenso in Eckau. Vier Pachtgesinde von Mitau-Trinitatis sind eingäschert, die Schwedthöfische Pastoratswidme der Mitauischen Innentirche ist verwüstet, das Pastorat verbrannt. In Größen brannten 5 Gebäude nieder, im Doblenischen Küsterat zwei u. s. w. Nun aber leben Geistliche und Kirchenbeamte bei uns doch meist von Land, das Land aber konnte nicht mehr bewirtschaftet werden. Das Inventar war requiriert, die Pächter meist geflohen, es fehlte an Menschen und Pferden. Die Durchschnittseinnahmen der Pfarren gingen schon im Jahre 1915/16 etwa auf die Hälfte herunter und es wäre uns nicht möglich gewesen, unsere Pastorenschaft zu erhalten und vor schwerem Mangel zu schützen, wenn nicht der Gustav-Adolf-Verein und die Verwaltung des Oberbefehlshabers Ost bedeutende Unterstützungsmittel bewilligt hätten. Das war unsere Rettung, für die wir herzlich dankbar sein wollen!

An den wirtschaftlichen Verhältnissen konnte sich natürlich bis zum Frühling 1917 Nichts ändern, und so haben wir nochmals bitten müssen und nochmals Hülfe erhalten und zwar wieder in großem Betrage, der es uns ermöglicht, die Prediger bis auf Weiteres im Amt zu erhalten und vor Not zu bewahren. Was wird es im Frühling 1918 sein? Auch wenn wir dann Frieden haben sollten — werden wir Menschen, Pferde, Saaten, Ackergerät haben? Gott weiß es, wir sollen nicht sorgen und sagen: was werden wir essen . . . . . Denen aber, die uns helfen, ein herzliches: Gott vergelt's!

Auch mit pastoraler Arbeitskraft wurde uns geholfen. Drei Balten, die Pastoren Hermann und Arthur von Wilpert und der Direktor L. Krüger (früher Pastor zu Wolmar) kamen als Pfarrverweser nach Kurland, der Erste ging nach Neuhäusen, der Zweite nach Gramsdien, der Dritte nach Libau, Pfarrer Garmeister übernahm die Bedienung der litauisch-deutschen Gemeinde zu Georgenburg und Pfarrer Steinweg



wurde Adjunkt des Propstes Dobbert in Komno. Die erforderlichen Mittel spendet der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß. Dennoch sind viele Gemeinden vakant, ihre Bedienung durch Zirkulärprediger ist sehr schwierig und wenig ausreichend. Da die überwältigende Mehrheit der Volksschullehrer geflohen ist, fehlen viele Organisten und Rüstler, so daß die Gottesdienste ihre gewohnte Form verlieren und den Charakter der Andacht annehmen. Und unsere Gottesdienste sind wenig besucht. Der Krieg drückt auf Alle und Alles, eine geistliche Erhebung und Vertiefung hat er den Letzten im Ganzen nicht gebracht. Die wirtschaftlichen Sorgen sind sehr groß, der Mangel ist zur Zeit kaum mehr zu tragen, das lettische Volk schiebt ihn im Ganzen nicht auf den Krieg, sondern auf die Deutschen. Da nun auch der Pastor fast immer Deutscher ist, der Kirchenvorsteher u. s. w., so ist eine Spannung da, die erst schwinden kann, wenn eine neue Zeit heranbricht. Geradezu kindisch hat man sich im Volk auf den alten Kalender verbissen. Die hohen kirchlichen Feste, die nun nach neuem Kalender gefeiert werden müssen, werden fast boykottiert. Zu Weihnachten, Neujahr und Epiphania erschien in einem Städtchen mit großer Landgemeinde zum lettischen Gottesdienst kein Mensch! — Die Zahl der deutschen Gottesdienste ist sehr vermehrt worden, unsere Pastoren haben den Feldgrauen nach Kräften gedient, auch Tausende mit dem Sakrament bedient, aber unsere eigenen deutschen Gemeinden sind versprengt und ihr kirchliches Leben ist gedrückt. Nichts rührt sich, Alles wartet, denn Alles fühlt, daß die große Entscheidung naht. Aber die Länge trägt die Last, man kann eben nicht lange atemlos warten, ohne an Luft zu kurz zu kommen. Ich scheue mich nicht zu sagen: es sind wohl schon Viele an Luft zu kurz gekommen, aber ich darf doch behaupten: wir sind nicht erstickt. Die große Zähigkeit baltisch-deutschen Volkstums hat sich nicht nur unter den Schrecken von 1905, sie hat sich auch während dieses Krieges bewährt, das Band gemeinsamen Glaubens, welches Deutsche und Letten umschlingt, hat sich trotz zahlloser Wirrnisse und schwerster Hemmungen doch und dennoch bewährt. Unser Land ist doch und dennoch ein evangelisches und unsere Kirche lebt! Ich habe sie auch in der Kriegszeit zu vertreten gehabt und das hat mich mit einer Fülle von Menschen in Beziehung gebracht. Ich würde gern erzählen, wie es im Hauptquartier aussah, was der General Feldmarschall Hindenburg sagte, was Erzellenz Ludendorff meinte, vor Allem, was der Deutsche Kaiser vor einem Jahr, am 30. Mai und nun wieder am 30. Juni in Mitau tat und sprach, wie ich den König von Sachsen sah

und die Großherzöge von Baden und Mecklenburg und viele Gelehrte und Journalisten, Alldeutsche und Sozialdemokraten — aber das sind persönliche Kriegserlebnisse, die gehören nicht hier her. Ich bin im vergangenen Jahr dreimal in Deutschland gewesen, habe gepredigt und Vorträge gehalten, habe an den großen Tagungen des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes Teil genommen, da war mir wie den Träumenden . . . . Ich glaube an unsere Zukunft, ich glaube, daß sie große, neue Aufgaben bringt, ich glaube, daß wir ungebeugt und stark sein müssen, besonnen und klar, um nicht zu versagen, sondern brauchbar zu sein, wenn nun ein Neues kommt. Was es mit sich bringen wird, das weiß ich nicht, aber ich mache mir Gedanken darüber, darum folgt noch eine Fortsetzung:

### III.

#### Unsere Kirche nach dem Kriege.

Es mag bis zur Unbesonnenheit gewagt erscheinen, wenn man es jetzt schon unternimmt, Gedanken über unsere Kirche nach dem Kriege auszuspinnen und gar niederzuschreiben. Denn der Krieg marschirt durch alle Lande und sein Ende ist noch kaum abzusehen. Auch sein Ausgang zeigt sich erst in dunklen Umrissen und wird je nach Temperament und Hoffnungen verschieden geschaut und von dem Vielen, was noch nicht übersichtlich ist, dürfte die Zukunft unseres Landes und Konsistorialbezirks noch mit am wenigsten geklärt sein. Sie ist nicht entschieden, solange sie nicht entschieden ist, nur Eines steht entschieden fest: Kurland und Litauen stehen vor dem Wendepunkt ihrer Geschichte. Wenn unser Bezirk nicht von Rußland abgetrennt würde, dann würde zwar der Herr seine Kirche auch ferner in seinem Dienst behalten, aber dann würden andere Menschen kommen, dann hätten wir Balten unsere Pflicht getan und könnten gehen, dann mag ein Anderer über unsere Kirche nach dem Kriege schreiben, wir könnten es nicht und wollten es nicht. Dann würden wir die beiden Dinge, für die wir gearbeitet und gestritten haben mit Kelle und Schwert, unser evangelisches Bekenntnis und unser deutsches Volkstum, mit uns nehmen und gehen . . . . Wohin? . . . . „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann“ . . . .

Oder wir werden so oder anders von Rußland gelöst und mit Deutschland vereint, dann kommt ein neues Leben in's Land, dann haben wir neue Aufgaben, dann hat unsere Kirche



einen großen Teil dieser Aufgaben zu lösen, dann hat sie sich selbst so einzurichten und auszugestalten, daß sie leisten kann, was sie für eine neu werdende Zeit leisten soll, denn das Alte stürzt . . .

Unsere Kirche wird nach dem Kriege äußerlich schwer geschädigt dastehen. Unsere Kriegsverluste sind sehr groß. Kirchen sind niedergebrannt, Pfarren zerstört, Pachtgesinde vom Erdboden verschwunden, Gutsbesitzer aber und Bauern, die nach den Gesetzen zum Wiederaufbau verpflichtet sind, haben wirtschaftlich überaus schwer gelitten und wenn man sich nachgerade halbwegs erholt haben wird, dann wird es Manche geben, die sagen werden: „Die Zeit ist noch nicht da, daß man des HErrn Haus baue“ und man wird Klagen hören: „Aber eure Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern lebt und das Haus des HErrn steht wüste?“ Einzelne Gemeinden werden sich auch beim besten Willen nicht selbst helfen können. — Es sind 34 unserer Prediger verbannt, geflohen, verdrängt, und wer von ihnen einst wiederkommen wird, der wird nichts mitbringen, als Heimweh und Armut, und wird vielfach nicht viel vorfinden, vielleicht nur seine leeren vier Wände, vielleicht auch die nicht, wir aber werden sie auffangen und tragen, kleiden und speisen müssen, daß ihnen das franke Herz wieder warm wird. Wir leben schon seit 2 Jahren von Hülfe, wir werden auch weiter um Hülfe bitten müssen. Wenn die Zeit da sein wird, werden wir vielleicht einzelne Landeskirchen oder Hauptvereine der Gustav-Adolf-Stiftung oder andere Vereine und Kreise und Personen bitten müssen, Patenschaft an einzelnen unserer Gemeinden, Kirchen oder Prediger zu übernehmen. Wir photographieren ihnen dann vielleicht eine einzelne Kirche, wie sie einst aussah und wie sie nun ausgebrannt dasteht, oder schildern ihnen die Erlebnisse einzelner Familien, in Sibirien oder in anderem Elend, und werben für unsere Kirche, die doch nicht bloß unsere, sondern Gottes ist.

Und es wird nicht genug sein, daß wir Altes wiederherstellen, wir werden Neues schaffen müssen. Wenn Kurland die mittlere Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands erreichen soll, so müssen etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Menschen einwandern und wenn auch nur eine Million kommt und das Netz der Kirchen und Pfarren den Bedürfnissen einigermaßen entsprechen soll, so müssen wir etwa 300 Kirchen und Pfarren bauen. Das können wir nicht mit Peterspennigen, auch nicht mit Luthertalern machen, das kann nur durch Staatshilfe geschehen. Wir brauchen Kirchensteuern, die zugleich mit den Reichs- und Kommunalsteuern gezahlt werden, wir bedürfen dessen, daß alle Steuern das Maß nicht überschreiten, das wir zu tragen im Stande

find, und dieses Maß ist zur Zeit gering. Wir brauchen einen Teil der in der Einzelgemeinde aufgebrachten Steuern für diese selbe Einzelgemeinde, denn Kirchen dürfen nicht mittellos sein. Es ist ein Jammer, an den man sich leider fast gewöhnt hat, daß die Kirche nur so gerade die Oblaten und den Abendmahlswein bezahlen kann und schon in Verlegenheit kommt, wenn einmal die Bänke gestrichen werden müssen. Nein! und tausendmal nein! Die Kirche soll nicht nur reden und lehren, die Kirche soll tun, sie muß tun können! Die Kirche muß Mittel haben, um Arme zu versorgen, um für Kranke zu sorgen, das Samariterherz allein tut's nicht! Der Samariter hat sich über den Zerfahrenen nicht etwa nur gebeugt und ihm die Wangen gestreichelt und gesagt: „Arme Seele, wie tust du mir leid, im Himmel wird es besser sein“, sondern er hatte Del und Wein, er hatte ein Tier, auf das er ihn hob, und er hatte Mittel, die er für die Pflege hergeben konnte. Unsere Pastoren auf dem Lande verteilen ein oder zwei Mal im Jahr den magern Inhalt der Armenbüchsen, auf den Einzelnen kommen dabei manchmal nicht mehr als einige Kopfen, und der Arme muß sich wersteweit herschleppen, um diese Kopfen in Empfang zu nehmen, diesen Hohn auf Armenpflege. Und an solchen Armentagen muß dann der Pastor mit bebendem Herzen im stillen Winkel niederknien und schreien: „O Gott vom Himmel sieh darein und laß' dich deß' erbarmen“ . . . . Man fährt im blanken Wagen, im Sonntagsstaat zur Kirche, am Wege hütet ein blöder Knabe das Vieh, und die Kirche hat keine Mittel ihn in eine Anstalt zu schicken; am Wege bettelt ein blindes Kind und die Kirche hat kein Geld, ihm die Blindenschule zu öffnen; auf der Kanzel predigt man über den Text: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete“ . . . . und an der Kirche vorbei fährt man im holperigen Arbeitswagen den Kranken zur Operation — 50, 60, 70 Werst bis zur Stadt, weil keine Kirche rundum ein Krankenhaus hat, und wenn er ankommt, dann ist es zu spät . . . . Es tut mir so wehe, darüber zu schreiben, aber es täte mir weher, darüber zu schweigen. Die Einzelkirchen brauchen Mittel, das Reden und Hören macht es nicht, wenn sie im Tun versagen müssen!

Beträchtliche Teile der durch Steuern aufzubringenden Kirchenbeiträge werden zu einem Landeskirchenfond abgeführt werden müssen. Die Kirchen des Landes brauchen eine gewisse Finanzgemeinschaft, sonst verkümmern die Schwachen und die Kleinen, und nur aus einem Landeskirchenfond oder nur mit Hülfe eines solchen, können die vielen Neuschöpfungen



entstehen, deren unsere Kirche nach dem Kriege bedarf. „Unterstützungs-Kassen“ und ähnliche Vereine könnten einen Landeskirchenfond nicht ersetzen. Die Liebe ist das Del in der Maschine, aber die Maschine braucht eiserne Räder, auch der kirchliche Betrieb braucht Gesetze, wenn es nötig ist — eiserne. Wir brauchen keine Anhäufung von Kapitalien, aber unsere Kirche darf in Zukunft nicht ärmlich und kläglich aus der Hand in den Mund leben. Soll gesegneter Wiederaufbau und Neubau stattfinden, so müssen schon die Fundamente großzügig angelegt werden können. Es ist eine ganz arge Mißwirtschaft, wenn man es erst zu den berühmten „Notständen“ kommen läßt und dann froh ist, wenn man einige von ihnen zur Not beseitigt hat. Werden wir irgendwie Deutschland zugeteilt, so entsteht Zuwachs der zusammengeschmolzenen Bevölkerung und unsere Kirche ist dann ein wachsender Körper. Es wäre Unsinn, den Rock so zu schneiden, daß er beim Wachsen des Körpers aus den Nähten plakt, und dann diese Löcher mit neuen Lappen zu flicken. Jedem wachsenden Kinde macht man die Kleider geräumig, auch wenn einige Ellen Zeug und einige Rubel mehr draufgehen. Also: materielle Beficherung, Steuern, für die Einzelgemeinde und für die Landeskirche.

Dazu gehört eine gewisse Reorganisation der kirchlichen Organe. Die Oberaufsicht des Generalkonsistoriums über die mit der Verwaltung des äußeren Kirchenwesens betrauten Oberkirchenvorsteher-Ämter ist immer eine papierene gewesen. Ich möchte hier an den Oberkirchenvorsteher-Ämtern nicht Kritik üben, möchte hier nicht die Gründe auseinandersetzen, die den Gedanken nahe legen, daß die Zeit der Oberkirchenvorsteher-Ämter, wenigstens in ihrer bisherigen Form, dahin ist. Die Verwaltung auch des äußeren Kirchenwesens muß nach dem Kriege auf das Konsistorium übergehen. Freilich erst nach dem Kriege, denn man kann Flussbetten nicht während des Eisganges verlegen. Äußeres und inneres Kirchenwesen sind so eng mit einander verwachsen, daß sie von einem Mittelpunkt aus geleitet werden müssen, und auf dem Gebiet des äußeren Kirchenwesens ist Vieles nachzuholen, Vieles auf neue Grundlagen zu stellen mit rüstiger, rühriger, zukunftsfreudiger Kraft und frischem Unternehmungsgeist. Daraus entsteht dann dem Konsistorium ein großes Stück Mehrarbeit, aber es wird dadurch vermindert, daß nach dem Kriege die Gerichtsbarkeit in Ehefachen auf die weltlichen Behörden übergehen muß. Die Kirche kann zwar nicht darauf verzichten, das Eheleben ihrer Glieder zu beeinflussen, aber die durch Eheschließung und Ehescheidung entstehenden Rechts-

verhältnisse sind staatlicher Natur und liegen im Wirkungsgebiet des Staatsgesetzes.

Und das Konsistorium braucht dann für neue Arbeit neue Mittel. Es istbarer Unsinn, daß akademisch gebildete Juristen im Konsistorium (nach einem Stat von 1832!.) Jahresgehälter von 275—475 Rubeln beziehen, daß Aemter im Konsistorium theils nebenamtlich, theils ehrenamtlich bekleidet werden müssen und daß die Kanzeleimittel zur dürftigsten Bezahlung der Beamten nicht ausreichen, daß für sie kein Anrecht auf Altersversorgung besteht und dergleichen mehr.

Graue Theoretiker werfen wohl schon die Frage auf, ob nicht nach dem Kriege der Bereich des Kurländischen Konsistoriums auf Kurland zu beschränken und für Litauen ein eignes Konsistorium zu schaffen wäre. Noch ist doch Alles dunkel! In der Nacht sind alle Katzen grau, ebenso grau wie die Theorie! Man lasse doch erst dieses Litauen entstehen und sehe zu, was sich da etwa von Evangelischen sammelt. Dann wollen wir „die Gelegenheit am Schopf ergreifen, aber nicht an den Haaren herbeiziehen“. Es ist zwar absolut unmöglich — mit Nachdruck sei es gesagt — aus Kurland und Litauen eine vernünftige Verwaltungseinheit herzustellen, der kirchliche Anschluß aber der Evangelisch-Lutherischen Gemeinden in Litauen an Kurland ist zur Zeit nötig und wird noch lange möglich sein. Ueberhaupt nur nicht zu viel reglementieren und befehlen, sonst setzt man Blasebälge an die Stelle von Lungen. Es ist für das Kirchenregiment ohnehin nicht einfach, die Herde im Walde von guten und bösen Gesetzesparagraphen zusammenzuhalten, wenn aber hinter jedem Paragraphen sprungbereite Verschlimmbesserer lauern, dann ist es zum Fortlaufen und zwar nicht nur für Mietlinge.

Und für die Aenderer und Besserer wird sich ja ein weites Gebiet aufthun, sobald es um die Fragen der Verfassung unserer Kirche gehen wird. Auch auf diesem und gerade auf diesem Gebiet ist zarte Anempfindung an unsere Verhältnisse, unsere Art, unser Volk und unseren Werdegang von Nöten, damit nicht Dinge geschehen, die später kein Verstand der Verständigen versteht, weil der Unverstand der Unverständigen sie gemacht hat. Die Erkenntnis ist reif, daß es nicht genügt, wenn der Gutsbesitzer Kirchenvorsteher ist und der Pastor amtiert, daß die Gemeinde ein Organismus sein muß, wenn sie nicht tot sein soll. Organe müssen sich betätigen und im Gemeindeleben gibt es eine Fülle von Möglichkeiten der Betätigung. Es ist auch viel Betätigungsdrang vorhanden. Wenn nun die Gemeinde eine wirkliche Gemeinschaft wäre, die aus



lauter ernstern und reifen Menschen bestände mit weitem und mit weichem Herzen, die mit allen Kräften ein Leben im Glauben, Lieben und Hoffen führen und fördern wollen . . . wenn es keine nationalen Spaltungen und keine sozialen Spannungen gebe . . . wenn sie alle lebendige Glieder wären „an dem einen Leibe, welcher ist Christus“, und nichts Anderes als das, dann könnten auch aus dem allgemeinen, geheimen, gleichen, direkten Wahlrecht beider Geschlechter brauchbare Vertreter der Gemeinde hervorgehen, welche sie in allen Stücken vertreten, in allem Aeußeren verwalten, in allem Inneren fördern, den Pastor wählen, die Lehre wahren und die Liebe üben. So liegen die Dinge aber in Wahrheit nur für den Träumer und den Toren. Tatsächlich sind bei allen Reibungen die lautesten Schreier die, die sich am wenigsten um die Kirche kümmern, bei allen Meinungsverschiedenheiten, bei allen Wahlen zc. sind plötzlich die Vielzweckigen da, die für die innere Arbeit der Kirche, für den Geist Jesu Christi kein Verständnis gezeigt haben und keinen Finger rühren. Worüber man sich in Kirchenräten vielfach aufregt und entrüstet, was man da für Streitfälle zu schlichten hat, was da gelegentlich für Wahlagitationen getrieben und für Agitationsmethoden befolgt werden — das ist oft viel, bei aller dankbaren Anerkennung dessen, daß Viele Vieles gut machen oder doch gut machen wollen. Ein einziges Gemeindeglied, das seine Kirche wirklich liebt und sich wirklich und herzlich in deren Dienst stellt, ist ein Edelstein. Aber es gibt mehr Steine als Edelsteine in der Welt der Wirklichkeit! Also muß man auch in Sachen der Kirchenverfassung nicht mit dem Soll, sondern mit dem Haben rechnen, sonst macht man Bankrott! Wir dürfen in „Kelle und Schwert“ nichts Politisches schreiben, wollen es auch nicht, aber wir dürfen sagen: die Formen künftiger Verfassung der Gemeinde müssen je nach der politischen und nationalen Lage im Lande gewählt werden. Selbsttätigkeit und Betätigung sind notwendig, nicht nur damit sich nicht Dampf ansammelt, der einmal die Kessel sprengt, sondern namentlich und gerade deshalb, weil die Gemeinde Leben haben muß. Aber man wird doch nicht plötzlich alles Denkbare auf den Tisch stellen können, sonst verschlucken sich die Leute. So z. B. liegt in dem Patronat und in der Pastorenwahl durch den starren Patronat gewiß nicht die ideale Lösung; und doch wäre der Patronat bei unserer Geschichte, unserer Gegenwart und absehbarer Zukunft zu erhalten, wo er besteht, wo er bestätigt, wo er durch entsprechende Leistungen und Verpflichtungen neu erworben werden soll. Wenn in Folge von Einwanderung neue

Gemeinden, neue Dörfer entstehen, die von ihrer Heimat her an Kirchenrat und Gemeindewahl gewohnt sind, so lasse und geb man ihnen das und zwar mit Freuden. Alle hergebrachte kirchlichen Gebräuche und Gewohnheiten von Einwandernden sollten zart berücksichtigt werden, jede Selbsttätigkeit sollte gefördert, aber auch in die rechten Bahnen gelenkt werden. Mu nicht starr sein, nur nie in den Formen hängen bleiben, nu nie vergessen: die Kirche hat nur eine Aufgabe, sie soll der Geist Jesu in die Menschenherzen bringen und diese dadurch glücklich machen und „zum Schemel Seiner Füße legen“. Alles, was dahin führt und dazu hilft, ist gut.

Unsere Kirche wird nach dem Kriege mehr denn je Pastoren brauchen. Wo sollen die herkommen? Seit die Mauern gen Westen gefallen sind, ist unserer baltischen Jugend zu Mute geworden, wie einem Knaben, der über den Gartenzaun geschaut hat — sie will hinaus in die weite Welt, hier gab es für sie zu viel Stieklust, zu viel baltische Not, zu viel betrühte Menschen. Die Jugend will fliegen, sie hat doch noch Schwingen! So werden in der nächsten Zeit viele junge Balten Berufe wählen, die sie aus ihrer Heimat führen, und der Mangel an Theologen wird größer werden, als er war, während der Bedarf an Predigern erheblich steigen wird. Es gibt bei uns Pfarren, die seit vielen Menschenaltern in der Hand derselben Familie sind, und es gibt Familien, die traditionell „Pastorenfamilien“ sind, manche Pfarren gehen geradezu wie Fideikomnisse vom Vater auf den Sohn über und das halte ich für sehr glücklich, wohl gemerkt: wenn der Mann dazu geeignet ist, und noch besser gemerkt: wenn der Vater so war, daß Patronat und Gemeinde den Sohn wollen. In der schönen Zeit, in welcher der Sohn von früher Jugend an sah, wie sein deutscher Vater mit ganzer Seele an seiner Gemeinde hing und wie ihn seine lettische Gemeinde schätzte und liebte, neigte auch er zum geistlichen Amt. Die Zeiten sind schlimmer geworden! Zuviel Pastorensöhne haben den Gram ihrer Väter bei der Arbeit an lettischen Gemeinden gesehen, zuviel Leid das sie trugen, zuviel verschmähte Liebe, sie wollen sich daher anderen Berufsarten zuwenden und der Bedarf an Pastoren wird schwerer zu decken sein, als bisher, namentlich für die lettischen Gemeinden. Und bisher sind doch fast alle unsere Gemeinden deutsch-lettisch gemischt, so daß Kenntnis der lettischen Sprache Bedingung ist. Aus lettischen Kreisen aber werden noch auf lange hinaus keine Theologen kommen. Ihre Zahl war auch vor dem Kriege gering. Jetzt ist der lettische Bauerhofsbesitzer, der seinen Sohn



studieren lassen könnte, zu ruiniert. Seit der Besetzung Kur-lands gibt es kaum einen Letten in den Gymnasien, sie sind fort! Und die lettische Jugend, die früher im Gymnasium war und jetzt drüben ist, wird nicht wiederkehren, um hier eine deutsche Bildung zu suchen. Woher also sollen nach dem Kriege die vielen Pastoren kommen, die wir brauchen und in steigendem Maß brauchen werden? Ich empfangen viele Briefe aus Deutschland, in denen allerhand „Missionare“ und „Brüder“, „Helfer“ und „Gläubige“ nach pastoraler Verwendung im besetzten Gebiet fragen. Nach dem Kriege werden wir hoffentlich in der Tat wirkliche Helfer verwenden können, aber unsern Pastorenstand müssen wir auf der Höhe erhalten und zwar nicht nur auf der Höhe akademischer Bildung! Die soziale Stellung unserer Pastorenschaft ist im Ganzen besser als die in Deutschland. Das hat Gründe und das hat Folgen, auf die ich hier nicht eingehen mag. In völkisch gemischtem Lande, unter schwierigen Arbeitsbedingungen, sind feste Männer nötig und reise Menschen, gerade und aufrechte Leute, denn auf Vorposten sind helle Augen nötig und Selbsthingabe. Wir werden Theologen-Stipendien gründen und erbitten müssen, ja Schulstipendien für solche Jünglinge, in denen ein Pastor steckt. Will nicht schon jetzt Jemand die Hand dafür öffnen?

Deutschland hat selbst Pastorenmangel, der Krieg hat ihn verschärft und viele heranwachsende Theologen ruhen im Grabe. Aus Deutschland werden vor der Hand nicht viele Pastoren kommen, namentlich nicht, solange hier die Gehaltsfragen nicht neu geordnet sind. Man wird auf einer deutschen Universität in Anlehnung an die theologische Fakultät ein Lektorat für Lettisch gründen müssen, wir werden für reichsdeutsche Theologen Kurse schaffen müssen, um sie mit Land und Leuten und deren Sprache bekannt zu machen, und werden sie während des Kandidatenjahres in ernste Schulung nehmen müssen. Viel wird davon abhängen, was aus dem deutschen Pastorenstande im lettischen Teil Livlands und überhaupt aus der Evangelischen Kirche in Rußland wird. Unter gewissen Umständen können wir von dorthier eine größere Zahl von Pastoren erhalten.

Schon vor dem Kriege haben wir regen Anteil genommen an allem geistigen und geistlichen Leben Deutschlands. Aber die großen Wellen, die der Kampf der Meinungen im Geistesleben schlägt, wogen und schäumen am stärksten in der unmittelbaren Nähe des Wellenerregers und glätten sich etwas, je weiter sie von ihm abliegen. Wir haben hier in der fernen Wacht am Ost zwar alle Wellen deutlich gespürt, aber sie bran-

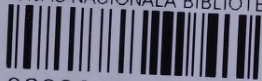
deten nicht so heftig, wie im ersten Anprall. Liberale Theologie, Gemeinschaftsbewegung, Kirchlich-Soziales u. s. w. — wir kennen das und haben das, wir finden uns darin zurecht und finden uns damit ab, aber in unserer Weise und entsprechend unserer Lage; und die einte uns und hielt uns zusammen. Nach dem Kriege werden alle diese Winde heftiger wehen, allerlei Mauern und von den Vorvätern gebaute Deiche werden im Laufe der Zeit unmerklich schwinden und abgetragen werden und es wird eine Zeit kommen, in der — auch auf kirchlichem und religiösem Gebiet — allerlei Anschauungen um uns werben und buhlen werden und namentlich die Jugend wird in den Wellen schwanken, bis sie ihre Wurzeln um so tiefer schlägt in den Grund, der unbeweglich steht . . . . Jede Gliederung, jede Spaltung und Zersplitterung in Parteien lag uns so fern, für uns ging es im Ganzen um's Ganze, um's evangelische Deutschtum — nach dem Kriege wird allerhand Differenzierung kommen, sie wird einbrechen oder einschleichen, aber sie wird kommen. Da habe ich den Mut zu einer großen Hoffnung: ich hoffe, daß der gerade, aufrechte Sinn, den wir als heiliges Vermächtnis von unsern Vätern ererbt haben wollen, unser persönlicher Besitz geworden sein wird, daß wir uns an einander nicht mund reiben werden im Streit um das Kleine und Kleinliche, daß wir es verstehen oder lernen werden mit einer so zu sagen vornehmen Großzügigkeit die Eigenbrödelei zu lassen, die Käuze zu vertragen, die es „auch“ geben muß, und festen Zusammenschluß zu behalten, wo und weil es um das Große geht, um die christliche Weltanschauung, um unsere Kirche und um die deutsche Art, denn sonst werden wir „seuchtig in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entspringet Hader und böser Argwohn, Schulgezänke solcher Menschen, die zerüttete Sinne haben“ . . . . Ja, Wortkriege und Schulgezänke! Nur das nicht! Das entnervt den äußeren und den inneren Menschen! Fest anfassen, schaffen und tun! Der Krieg hat die Menschen müde gemacht, unser Land ist matt, unsere Kirche ist auch müde geworden — aber sie muß sich als Erste nach dem Kriege aufraffen in frohem Glauben zu gesunder Arbeit.

Dazu gehört inneres Wachstum und ernste Vertiefung derer, die sie bilden. Wir müssen uns erneut die Lebensaufgabe stellen, so zu sein, wie wir wünschen, daß Andere sein mögen, denn unsere Kirche wird nach dem Kriege soviel wert sein, als wir ihrer wert sind und sie wert halten. — Kommt die Entscheidung endlich?

„Güter, ist die Nacht schier hin?“ Psalm 18, Vers 30!



LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309044477